

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 12

Artikel: Verlobung im Münster
Autor: Knuchel, E.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VERLOBUNG IM MÜNSTER

Von E. F. Knuchel

Illustration von
Hans Aeschbach



Alles muss der Mensch einmal lernen, sogar das Essen und Trinken, manches mit viel Mühe, manches so nebenbei und fast von selber; aber lernen muss er es — sogar das Lieben. Wer, wie ich, in einer fröhlichen Familie aufgewachsen ist, mit Schwestern und viel Cousinen gesegnet und mit dem entsprechenden Anhang an Freundinnen, der verliert die Bubenscheu vor dem andern Geschlecht meist etwas früher als seine Kameraden, ohne darüber grad zum «Maitlischmecker» zu werden, wenn er auch diesem Übernamen nur mit besonderm Aufwand an Vorsicht entgehen wird. Und so erfährt er von allerlei menschlicher Verwirrung, die mit «einen Schatz haben» oder gar mit «Verlobung» zusammenhängt, meist bevor ihm diese für die Menschheit ja notwendigen Probleme selber zu schaffen machen. Man ist noch im Zwischenreich, und was da mit einem vorgeht, ist jenes erste ahnende Erwachen, bei dessen Erinnerung uns später immer wieder Rührung ankommt, so alt wir werden. Eine Geschichte aus diesem Zwischenreich will ich erzählen, gewoben aus Gefühl und Phantasie, Erinnerung und Verklärung, und aufgebaut auf dem Erlebnisgrund der Jugend, aus dem wir uns fürs ganze Leben nähren müssen! So lautet die Geschichte:

Fred und Lisa, von den Freundinnen

Li genannt, kommen aus dem Kreuzgang. Bei seiner dritten Wiederkehr hat sie der Kreuzgangwärter aus ihrem sonnigen Plauderwinkel vertrieben, wie weiland jener Engel mit dem feurigen Schwert Adam und Eva aus dem Paradies. Paradiesisch angezogen sind die beiden nun wohl nicht, sondern ordentlich, wie es sich in Basel und bei rechten Leuten gehört. Hätte man freilich die gute Li gefragt, was Fred im Kreuzgang angehabt habe, so hätte sie vielleicht von etwas Braunem berichtet und von einer blauen Lavallierekrawatte mit weissen Tupfen aus einem breiten Schülerumlegekragen, Fred aber hätte überhaupt nur von einer grossen weissen Haarschleife gewusst, und das aus gewichtigen Gründen; sie fand sich später im innern Fache seiner ersten Brieftasche wieder.

Fred und Lisa also kommen aus dem Kreuzgang. Der Junge schleicht voraus, denn er muss auch an diesem Samstagnachmittag, wo die Pfalz sonst von seinesgleichen gemieden wird, Umschau halten, ob nicht irgendein überflüssiger Mitschüler um die Wege ist, der ihn wegen seiner Begleitung hätte auslachen können. Er bemüht sich drum auch beim Hinaus-treten, auf seinem rundlichen Buben-gesicht jenen Zug von leichter Blasiert-heit festzuhalten, der am Gymnasium zur Zeit Mode ist, fällt aber bald aus der Rolle, wie er sieht, dass die Türe zur Baracke der Bauleute hinten beim Münsterchor angelehnt steht; da hinein hätte er schon längst gern einen Blick getan. Ohne Rücksicht auf seine Gefährtin stiebt er in ein paar leichten Sprüngen hin, muss sich aber rasch einen Schritt zurückziehen, denn ein Mann ist in der Hütte. Inzwischen ist Lisa nachgehüpft und hat noch etwas ganz anderes, noch Feineres entdeckt: die schmale Rund-bogentür zur Krypta des Münsters ist sperrangelweit offen.

Wo das Einverständnis bereits vorhanden ist, braucht es keiner Worte. Ein Blick hin und her, ein angestregtes Lauschen an der dunklen Öffnung, dann steigt Fred vorsichtig, natürlich gefolgt

von Li, die kleine Treppe hinab. Die uralte Unterkirche ist zur Heizung degradiert worden, und da wir schon ziemlich weit im Spätherbst sind, hat man wohl eben allerlei Anfeuerungsmaterial, Wellen und Stüde hinuntergeschafft.

Fred hat sich rasch überzeugt, dass niemand im Gewölbe unten ist; er kennt sich auch schon ein wenig aus und zieht das Mädchen, das vor Aufregung mit den Zähnen klappert, an der Hand weiter. « Komm, da hinten ist eine ganze Jagd-borde auf dem Stein, und an der Decke hat es alte Bilder. — Ich werde gleich ein Zündholz anstecken. » — « Aber, wenn das Münster angeht », flüstert Li heiser vor Spannung. Doch schön sehen sie, einen Augenblick durch das Licht ge-blendet, jene uralte Szene von Joachim und Anna an der goldenen Pforte, wie sie der mittelalterliche Maler in naiven Strichen in den Gewölbezwickel ge-malt hat.

Aber nur zu rasch erlischt so ein Hölzchen, und sie stehen wieder im Dun-keln. Gleichzeitig hören sie einen Laut, der ihnen fast den Herzschlag stocken und sie in atemloser Spannung stillstehen lässt. Am Eingang oben ist der Mann aus der Bauhütte erschienen und macht sich an der Türe zu schaffen. Klapp schlägt sie zu. Ein Schlüssel knirscht und wird abgezogen. — Gefangen.

Zunächst betretene Stille. Dann hängt sich das Mädchen in Freds Arm und beginnt fassungslos zu weinen: « Ich hab solche Angst ! » Auch dem Jungen schlägt das Herz bis in den Hals hinauf; aber er beherrscht sich und fühlt sich ganz als Held und Ritter. « Sei nur ruhig! Ich weiss noch einen andern Ausgang. » Und da der Tränenbach nicht auf einmal abgestellt werden kann, wird Fred, wie jeder Mann vor Weibertränen, hilflos und fürerst grob: « Hör doch auf mit dem blöden Heulen ! Jetzt wird's erst inter-essant ! » Ein kleiner Knuff soll die Worte unterstützen. Aber das hilft nichts. Noch enger drängt sich das tränennasse Gesicht an ihn; aber merkwürdigerweise ist Fred das gar nicht so unsympathisch

wie sonst. Tröstend legt er den Arm um Li und nimmt zum erstenmal mit Bewusstheit den feinen Duft wahr, der aus Mädchenhaaren steigt; um nur etwas zu sagen, brummt er: «Dein Haar riecht gut, Li!» Über solch schmeichelhafter Feststellung vergisst das Mädchen, warum es eben noch geweint hat und erzählt stolz, dass die Mama es am Vorabend zur Coiffeuse mitgenommen und ihm die Haare habe waschen lassen. Und um das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen, schnüffelt es auch ein wenig an seinem Gefährten und bemerkt trocken: «Und du stinkst nach Schule! Pfui!» Damit will Lisa sich stolz abwenden; aber da steht sie schon, plötzlich wieder ihrer Lage bewusst, allein und hilflos im Grabkeller des Münsters.

Fred schweigt merkbar, denn die Bemerkung wurmt ihn, weil sie wahr ist. Li aber weiss als echtes Weiblein im selben Augenblick, wie ungeschickt sie drauflos geschwätzt hat, und beeilt sich, ihn wieder zu versöhnen. «Die Schule ist grässlich, aber deswegen bist Du doch mein einziger Freund!» — «Dein Vetter!» entgegnet Fred kurz, aber das mit dem «Freund» hat ihm doch wohlgetan. Er will natürlich sein wiedergewonnenes Übergewicht ausnützen und meint: «Nun können wir ungestört einmal die Bilder ansehen. Jetzt kommt niemand. — Dort liegt eine Zeitung; aus der können wir Fidibusse machen.» Und er bückt sich in der angedeuteten Richtung; aber Li fällt ihm in den Arm, er möge sie doch um alles nicht im Stiche lassen. Fred murmelt nur etwas Unverständliches und ist bereits eifrig dran, Streifen loszureissen und in lange Papierstengel zu drehen. Dann leuchtet und erklärt er, und nichts wird dem Mädchen geschenkt. Es muss sich alle Bildwerke, den Jagdfries und die Ornamente, die merkwürdigen Kapitellfiguren und verzierten Säulenknäufe beim flackernden Schein seiner Hilfsbeleuchtung ansehen. Die nochmalige schüchterne Warnung vor der Brandgefahr wird barsch abgetan: Das Münster sei doch aus Stein.

Aber nach und nach ist alles beschaut, etwas muss nun geschehen. Das Mädchen möchte heim, weil es Angst hat, es müsse die ganze Nacht in dem dunkeln Gewölbe bleiben und weil es sich vorstellt, wie es zu Hause vermisst und von der Polizei gesucht werde: welche Schande! — Sie tapfen im finstern Umgang der Krypta weiter; nur ganz schwach erhellt durch einige Öffnungen ein Schimmer des Tages den Raum. Dann stolpern sie eine steinerne Treppe hinan, und es dauert eine gute Weile, bis die Türfalle gefunden ist. Vorsichtig probiert man — sie geht! Fred zieht, und aufatmend stehen sie im verdämmernden Münster.

«Pst! Still! Wenn der Siegrist kommt!» Vor dem scharfen Aufseher haben die Münsterplatz-Buben mehr Respekt als vor dem gutmütigen Heizer. Unsere beiden lauschen angespannt in die mächtige Halle hinaus und fahren erschreckt zusammen, als vom Martinsturm herab ein Stundenschlag in die Stille dröhnt. — «Das ist die Uhr», erläutert Fred grossartig. Dann schleichen sie an den liegenden Rittern und Bischöfen vorbei gegen den Eingang zu.

Plötzlich fühlt sich der Knabe am Arm zurückgezogen. — «Was sagen wir dem Mann an der Türe?» flüstert Lisa. Die Wahrheit — will Fred sagen; aber da fallen ihm die Fidibusse und Zündhölzchenenden in der Krypta ein; er kratzt sich in den Haaren. Das wird sicher eine dumme Geschichte geben! Nun ist er es, der sich vor dem Rektor und schon aus der Schule geschmissen sieht, denn, dass sein Mass voll sei, haben sie ihm schon das letztemal gesagt. Fred wird es heiss; aber grad z'Trotz lässt er sich nicht unterkriegen: «Pah, wir schleichen die Türe an, schlüpfen rasch hinaus und mit einem Indianersprung davon!» — «Aber, wenn sie uns erwischen?» — «Dann wird uns schon etwas einfallen!»

Alle ihre Indianerschleichkünste nützen den beiden nichts; sie gehen ins Leere, denn die Türe ist verschlossen. Guter Rat ist teuer. — Bevor Li wieder

losheult, muss etwas geschehen, gleichviel was. « Wir wollen einmal, solange man noch wenigstens etwas sieht, probieren, ob man beim Kapitelsaal hinaus kann. » Gesagt, getan.

Aber auch dort ist geschlossen. « Nun bleibt uns nichts anderes übrig als zu warten, bis der Siegrist oder sonst einer von der Kirche kommt, um uns dann hinauszuschleichen. » Fred klappt einen der Sitze im Chorgestühl herunter und zieht das Mädchen neben sich in den bergenden Winkel. Stille. Man hört nur das Mädchen bisweilen aufschnupfen, weil es die Tränen nicht mehr zurückhalten kann.

Fred besinnt sich auf eine Unterhaltung. « Sag, Li, hast du schon einen Schatz? Von den Buben in der Oberrn hat fast jeder eine Flamme, und für die sind sie dann der Schatz. » — Nun ist auch Lisa bei der Sache; eifrig erzählt sie, das und jenes aus ihrer Klasse habe bereits einen Verehrer — « man sagt Verehrer, nicht Schatz! » — aber sie selber habe bisher noch nicht daran gedacht. Und plötzlich fährt sie los: « Warum bin ich kein Bub? » — « Weil du als Mädchen auf die Welt gekommen bist, ganz einfach! » « Aber ich will gar kein Mädchen sein. Ein Bub will ich sein! » stösst Li ganz wild heraus.

Fred ist vor der plötzlich erwachten Leidenschaft ratlos. Er überlegt sich die Sache und findet, dass Li eigentlich recht habe. Nicht im Traume fiele es ihm ein, ein Mädchen sein zu wollen. Bub sein, das ist doch etwas anderes! Immerhin versucht er die rabiante Kleine an seiner Seite zu beruhigen, die immer noch wiederholt: « ich will ein Bub sein » und mit den Füßen dazu an die Wand des Chorstuhls stösst.

« Warum tust du so, Li? Aus Mädchen werden Mütter, das ist doch auch etwas Rechtes! » « Eben drum will ich kein Mädchen sein », rebelliert Li immer noch und hat nun nach all dem Erlebten jede Hemmung gegenüber dem Kameraden verloren, « wegen dem Kinderkriegen und all dem Ekelhaften, von dem du nichts weisst! » — « Oh, ich weiss alles. Das mit dem Storch braucht man mir nicht mehr zu erzählen », protzt der Junge auf, der ein wenig beleidigt ist, weil man ihm zumutet, etwas nicht zu wissen.

Das Mädchen wird stiller und meint: « Eben das alles ist so schrecklich. Manchmal wünsche ich mir, zu sterben, weil ich nicht gross werden will und wie die Erwachsenen all das mitmachen. Findest du es nicht auch furchtbar? » Angestrengt denkt Fred nach; er findet kleine Kinder freilich eine unappetitliche Sache und alles andere als schön und hat das Entzücken der Frauen und Mädchen über jedes neue Buschi nie begreifen können. Aber, dass das alles schrecklich und furchtbar sein müsse, will nicht in seinen dicken Kopf. Die Sache ist natürlich, also muss sich das Frauenvolk eben damit abfinden. Er stellt sich schon als Familienvater vor: « Viele Kinder will ich einmal, lauter Buben, etwa 20, damit etwas läuft. » — « Du hast lang gut reden, du musst sie nicht kriegen, aber wir Frauen . . . »

Wir Frauen! Schon kommt über das Kind eine Erleuchtung vom allgemeinen grossen Frauenschicksal, das Lieben und Leiden heisst. Und in dem Augenblick fühlt es sich altklug und hoch erhaben über seinen naiven Vetter und Freund. Wir Frauen, hat es gesagt und sein Frauenschicksal mit Schmerz und Lust

Die einzige Garantie, auf die sich das Schweizer Volk verlässt, ist die — durch keine Ereignisse zu erschütternde — Wehrentschlossenheit seiner Bürger.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

auch für sich angenommen. Verstohlen blickt Lisa ihren Nachbar an, ob er merkt, dass sie in diesem Augenblick alt und erwachsen geworden ist. — Er merkt nichts, er träumt und spielt mit seinen eingebildeten zwanzig Söhnen die wunderbarsten Spiele.

Erwacht jetzt in Li die Eva? Nun, da sie gross ist, gehört es sich, dass auch sie ihren Verehrer hat wie die andern Grossen. In Gedanken hält sie Musterrung und bleibt schliesslich doch wieder bei dem guten Kerl von Vetter hängen, den sie von klein auf kennt.

« Fred », beginnt sie, « könntest du nicht mein Verehrer und ich deine Flamme sein? » — « Dummes Zeug », platzt der Bub heraus, « wir sind doch Vetter und Cousine und können nicht heiraten; das gäbe mir schöne Kinder! » — « Das stimmt gar nicht. Tante Hanneli und Onkel Leonhard sind Cousins und haben doch geheiratet. Und überhaupt brauchen wir ja noch gar keine Kinder! » Gegen diese Logik ist nichts einzuwenden, und so ergibt sich denn auch Fred in sein Schicksal, Verehrer zu sein und eine Flamme haben zu müssen. Er versucht so etwas wie eine Umarmung, findet sich aber sofort zurechtgewiesen: « Du vergisst, wo wir sind! » Aber da es ihm ohnehin nicht ganz wohl bei der Sache ist, nimmt er das weiter nicht übel und streckt seiner Li die feste Bubenhand entgegen.

Beide hängen nun ihren Träumen nach, bis ein Geräusch am Eingang sie aufhorchen lässt. Sie hören eine Türe gehen, Schritte auf einer Treppe. Am Orgeltisch blitzt ein Licht auf, und bevor sie sich von der Überraschung erholt haben, braust ein machtvolles Orgelvorspiel durch den gewaltigen Raum. Die beiden Kinder fühlen sich wie von Engelflügeln emporgetragen und vergessen all ihre kleinen Sorgen und Ängste und ihre verfrühten Liebesträume über den siegenden Mächten der grossen Melodie, die nun Übergewaltig auch in den Bässen erklingt, dass der alte Dom in den Grundfesten erschüttert wird. Das ist Grösse,

das ist Ewigkeit, was aus diesen Tönen spricht! Eng aneinandergeschmiegt lauschen beide dem Jubel und dem Rettungsruf der in Tönen betenden Seele. Und über sie weg geht es wie Meeresbrandung. Die Stille, die nun folgt, ist noch schier lauter als vorhin, da der Künstler alle Register gezogen hat. Man fühlt sich ausgehöhlt, leer und klein.

Li ist die erste, die sich wieder fasst. « Wir müssen heim! » Wieder setzt der Organist zum Spiel an; indessen huschen zwei junge Menschen mit Herzklopfen durch das Seitenschiff und finden den Ausgang. Noch rascher geht es draussen im Galopp weiter, bis dass sie keuchend im Hausgang von Lis Wohnung stehen.

« Lisa, Fred, seid ihr es? Wo habt ihr auch so lang gesteckt? » tönt es von oben, ohne Antwort und Gegenliebe zu finden. Fred und Li stehen voreinander und sehen einander an; es will ihnen scheinen, als seien sie beide um vieles älter geworden. « Li, da wir nun doch verlobt sind, könntest du mir wohl noch einen Kuss geben! » Das Mädchen beugt sich vor. — « Lisa, Lisa! » tönt die scharfe Stimme von oben. Da spürt Fred zwischen Wange und Nase flüchtig etwas Feuchtes, während das Mädchen tripptrapp nach oben verschwindet. Soll er es stehen lassen, soll er es abwischen? Vor der Tante jedenfalls kann er sich nicht mehr zeigen. Rasch entschlossen fährt er mit dem Handrücken über die Stelle, die ihn eigentümlich brennt, und noch zu Hause hat er das fatale Gefühl, die Mutter könnte die Spuren des danebengeratenen Kusses entdecken, und niemand in der Familie weiss, warum der Bub just heute abend so ruppig ist. —

Und wie ist es herausgekommen? möchten Wunderfitzige zum Schlusse noch wissen. Haben sie sich bekommen? — Ist das nötig zu sagen? — Es möge ein jeder an ähnliche Erlebnisse denken. Es tut so wohl und fasst in der Rührung des Traumes Frage und Antwort zusammen.